



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Kampf der Gelehrten um den heiligen Hippolyt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Kampf der Gelehrten um den heiligen Hippolyt.

Bei Anzeige des Werkes: Hippolyt und seine Zeit von Bunsen, ist in diesem Blatte bereits von dem Interesse die Rede gewesen, welches sich für die theologische Wissenschaft an diesen Namen knüpft. Seitdem ist der Streit über den heiligen Hippolyt eine cause célèbre geworden. Er ist deshalb vorzugsweise geeignet, auch dem Laien zu zeigen, wie der kritische Geist unsrer Wissenschaft die alten heiligen Traditionen erklärend und zersetzend überwindet, nicht nur von dem Standpunkt der liberalen protestantischen Theologen, sondern im Grunde nicht weniger von dem der wissenschaftlich gebildeten Katholiken. Es ist derselbe kritische Geist, welcher zuerst das alte Bild von Homer verflüchtigte und uns darauf nach harten Kämpfen einen tiefen leuchtenden Einblick in das poetische Weben und Schaffen der Volkseelen verschaffte; derselbe Geist, welcher Niebuhrs römische Geschichte schrieb, derselbe, welcher kühn die Ueberlieferungen des alten und neuen Testaments und alle historischen Grundlagen des Christenthums zu prüfen und ihrem Werthe nach zu schätzen unternahm, der Geist deutscher Wissenschaft. Denn auf der ganzen Erde ist es bis jetzt die deutsche Nation allein, in welcher die historische Forschung diesen freien Standpunkt erreicht hat. Sie wird einer spätern Zeit als die edelste Blüte unsers Lebens in einer Periode erscheinen, wo das politische Gemeingefühl schwach, aber die individuelle Freiheit auf geistigem Gebiet merkwürdig groß und rein war.

Wenn der gelehrte Streit um die Seele des heiligen Hippolyt hier benutzt wird, um der großen Gemeinde der Gebildeten ein Beispiel zu geben von der Methode der deutschen Wissenschaft bei Behandlung der schwierigsten historischen Probleme, so wird es auch erlaubt sein, einige Mal tiefer in historisches Detail einzugehen, als sonst der Zweck dieses Blattes wünschenswerth macht.

Zuerst wird es nöthig, über die Legende, die sich an den Namen des Heiligen knüpft und über das, was die frühere Kirche von ihm wußte, Näheres zu erzählen. Schon hier ist bemerkenswerth, daß die alten Kirchensagen über den Mann sehr von einander abweichen und sich in eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Anekdoten auflösen.

Die berühmteste und am schönsten erzählte Legende ist die von Aurelius Clemens Prudentius, einem spanischen Dichter aus dem Anfange des fünften Jahrhunderts. Er war in Rom gewesen und es hatte ihn dort neben andern Märtyrerculten besonders der angezogen, welcher in einer zwar kleinen, aber von Silber strahlenden Kapelle gefeiert wurde, die sich über einer Krypte wölbte, in welcher die Gebeine des Heiligen ruhten. An der Wand der Kapelle war das Martyrium desselben abgemalt und der daselbst aufgestellte Altar trug den Namen Scti. Hippolyti. Diese stille Kapelle war dem spanischen Geistlichen so lieb geworden, daß er, nach Hause zurückgekehrt, in einem Hymnus d. h. in recht hübschen, dem Doid ganz artig nachgebildeten Distichen das Martyrium seines Helden besang, um jeden Bischof seines Bezirks zu bitten, ihn auch seinem Sprengel als Heiligen einzuverleiben.

Seht, sagte er, wie der Präfect der Heiden zu Rom nicht geruht hat, alle treuen Bekenner zu morden, zu zerfleischen. Er ging noch weiter, nämlich an die Tibermündung nach Ostia, um da ein neues Exempel zu statuiren. Alle möglichen Torturen werden erfonnen, um die treuen Bekenner zum Götzendienst zurückzuführen, vergebens. Da wird ein Greis herbeigeführt, der noch auf dem Wege zum sichern Tode die Seinigen beschworen hatte, an Christus festzuhalten, aber auch an der Einheit der Kirche; im Besondern auch von der Sekte der Novatianer abzulassen, der er einst selbst angehört habe. Das ist das Haupt der Gottlosen, rufen die Henker, der muß ganz besonders gepeinigt werden, zur Abschreckung des Hausens. Auf die Frage, wie er heiße, antwortet der Greis: Hippolytus. So sollst du denn ein Hippolyt werden, ruft der Präfect aus und läßt ihn sofort an die Füße zweier wilden Rosse binden, diese auseinanderjagen über Berg und Thal und Dornen und so den Leichnam zerreißen, zerfehen, ganz wie einst in der Mythe der Sohn des Theseus von scheu gewordenen Rossen zerrissen war. Auf derselben Wand war aber auch abgebildet, wie nun die fromme Christenschar den blutigen Spuren folgt, das greise Haupt, die zerstückten Glieder, ja möglichst alle Blutspuren selbst aufammelt, um so den theuern Leichnam würdig zu bestatten. Ebendafür hält man aber nur Rom würdig und so wird ihm denn jene Krypte und Kapelle errichtet, in deren Nähe, sagt Prudentius, noch ein andrer großer Tempel stand, wohin nun jährlich am 13. August (Idibus Augusti) die ganze Umgegend von Campanien her zusammenströmt, um das Gedächtniß des großen Heiligen zu begehen.

Wunderbares ist in dieser Erzählung genug. Schon die greuliche Wuth des Präfecten hat etwas Bedenkliches; aber in der Zeit des Decius und Valerian sind ja wirklich furchtbare Greuel begangen worden, um den Respect vor den alten Göttern zu erhalten. Die eigenthümliche Wahl der Todesart hat auch

etwas Auffälliges und noch größer wird das Bedenken durch die Aehnlichkeit mit dem mythischen Hippolyt; aber die hat ja der spanische Geistliche selbst gekannt und erschöpfte man alle Todesarten, warum sollte nicht auch einmal Viertelheilung angewandt sein? Daß nun der zerstückte, wer weiß in welche Abgründe gestürzte Leichnam dennoch bis auf die geringsten Blutspuren conservirt sein soll, ist freilich das Stärkste; aber es könnte auch das nur einige Uebertreibung des Malers oder Dichters sein. Wer erlaubt an so heiligen Ueberlieferungen zu rütteln?

Dies Mal die alte Kirche selbst, indem sie sofort eine zweite Legende von einem von Pferden zerrissenen Hippolytus überliefert, nur daß dieser in Rom selbst, nicht wie jener in Ostia zu Haus ist, auch kein Priester, sondern ein Offizier und zugleich nur eine Nebenperson neben einem andern, noch gefeiertern Helben, dem heiligen Laurentius ist. Dieser soll ein römischer Diakon gewesen sein, sehr eifrig im Befehren der Heiden, bis er unter Valerian 258 ergriffen, zum Tode verurtheilt und einem hochstehenden römischen Centurio mit Namen Hippolytus zur Bewachung übergeben ward. Dieser Hippolyt selbst aber wird nebst seiner ganzen zahlreichen Familie von St. Lorenz zum Christenthum bekehrt. St. Lorenz wird endlich zu einem gräßlichen Tode verurtheilt, bekanntlich auf dem Rost gebraten, Hippolytus aber gefangen; seine Amme Concordia, die eine besondere Rolle in dieser Tragödie hat, gibt unter den Peitschenhieben der Henker ihren Geist auf, die übrigen Glieder seiner Familie werden enthauptet, Hippolyt aber nach mancherlei andern Martern an die Füße wilder Pferde gebunden, die ihn zu Tode schleifen. Diese Legende findet sich wieder in einer ganzen Reihe von Variationen, in denen nur die angegebenen Grundzüge sich gleichbleiben.

Es bleibt aber nicht bei diesen beiden Erzählungen, es taucht eine noch abweichendere und fabelhaftere Hippolytuslegende auf, in Verbindung mit einem andern Heiligenkreis. Wir werden obendrein ganz in den Anfang der Christlichen Zeit geführt. Unter dem Kaiser Claudius lebte eine kaiserliche Prinzessin Chryse oder Aurea, die von einem Bischof Quiriacus zum Christenthum bekehrt wird. Es wüthet da aber ein Präfect, ein „vicarius urbis“ Ulpius Romulus, gegen die Christen und verschont selbst die kaiserliche Prinzessin nicht; er sucht sie abwendig zu machen, rath ihr namentlich, einen ihres hohen Standes würdigen Gemahl zu nehmen, und als alles Zureden nichts hilft, läßt sie der Vicarius in Ostia auf die Folter spannen, an ihrem entblößten Leibe mit brennenden Fackeln zu Tode martern und dann ins Meer versenken. Hippolyt aber mit andern Genossen hebt den Leichnam heraus und bestattet ihn feierlich. Er wird dafür mit diesen ergriffen, auch gefoltert, er aber speciell in eine Grube versenkt, nach andern in das Meer, nach einigen bei Ostia, nach den meisten bei Portus an der zweiten Tibermündung. Nach der

Versenkung hörte man geisterhafte Kinderstimmen eine Stunde lang rufen: Gratias Deo, (Gott sei Dank!)

Das Fabelhafte läßt sich hier nun freilich mit Händen greifen. Einen vicarius urbis gibt es erst in der nachkonstantinischen Zeit; Foltern werden gegen Christen erst seit Decius angewendet; unter dem Claudius ist an eine eigentliche Christenverfolgung überhaupt noch nicht zu denken. Quiriacus heißt nur Kyriacus, der Kirchenmann, der Christ; Romulus heißt der Verfolger, als Haupt des alten heidnischen Roms, — von den Kinderstimmen gar nicht zu reden. Auch sagt Döllinger selbst, der scharfsinnigste und gelehrteste Vertreter der katholischen Partei in Deutschland, die ganze Geschichte sei eine rohe Erfindung, wie die spätern Griechen dergleichen in Unzahl „nach derselben Schablone“ gemacht hätten.

Bemerkenswerth aber ist, daß Hippolyt in dieser Geschichte auch den Namen Ronus oder Ronnus führt, und unter diesem Doppelnamen haben wir eine vierte Hippolytuslegende, bei Petrus Damiani. Hier ist aber der heilige Ronus, der auch Hippolyt heißt, aus Antiochia; er bekehrt dreißigtausend Sarazenen, dann auch die heilige Pelagia, verfaßt dann mehre biblische Commentare, begibt sich aber von seinem Bisthum und von Antiochia hinweg nach Rom; hier begräbt er den Leichnam der heiligen Aurea, die bei Ostia ertränkt wurde, dafür aber wird er in eine Grube bei Portus versenkt. Auch sonst wird Hippolyt als Bischof von Antiochien angegeben und ein griechisches Distichon läßt ihn ebenda in das Meer versenkt werden.

Es kommt aber noch ein Hippolyt vor, wieder in der Nähe von Rom, abermals erst unter Valerian. Er lebt als Einstebler in einer Grotte, bekehrt die zu ihm kommenden Heiden zum Licht, und da endlich auch seine Schwester Paulina und deren Gemahl Abdrias sich taufen lassen, so wird er mit diesen zusammen unter Geißelhieben zu Tode gemartert.

Die Verwirrung steigert sich aber, indem bei den Martyrologen noch ein besonderer Presbyter Hippolytus von Antiochia hinzutritt, der zu den Novatianern gehört, jedoch vor dem Tode noch zur Kirche bekehrt wird, ganz wie der Greis des Prudentius; endlich noch ein Bischof der Araber, Hippolyt von Bosra, ohne daß von diesem mehr erzählt würde, als daß er in der Zeit der übrigen heiligen Hippolyte gegen Mitte des dritten Jahrhunderts gelebt habe.

Soweit reicht die eigentliche Martyrologie über Hippolyt, wie gesagt nur den Grundzügen nach, da der mit Laurentius und der mit Aurea verknüpfte Heilige dieses Namens in den mannigfaltigsten Versionen geirrt heilt oder versenkt wird.

Schaut man, um sich aus diesem Legendenlabyrinth herauszufinden, nach der sonstigen Kirchenkunde über Hippolyt, so tritt auch da das Verschiedenartigste auf.

Nach dem ältesten Chronographen, dem von 354, ist ein Presbyter Hippolytus in Rom gleichzeitig mit dem Bischof von Rom Pontianus im Jahr 230 in die Bergwerke Sardinens deportirt und ebenso an demselben Tage mit diesem Pontianus beigefetzt worden, dieser nur auf dem Friedhof des Callistus, jener an der Via Tiburtina. Durch die sonstige Kirchenkunde aber wird auch nichts hell; der „Bischof und Märtyrer“ ist darin ein großer Erklärer des alten Testaments, Verfasser eines Osterkanons (einer Art hundertjährigen Kalenders), einer Zeitgeschichte, mehrer Streit- und Vertheidigungsschriften, so auch für das Evangelium nach Johannes und die Offenbarung Johannis. Aber bald gilt er als ein Haupt der Orthodorie, bald ist er ein halber Keger und dann wieder der entgegengesetztesten Art, ein kirchlicher Reactionär, wie man sie später nicht mochte (Montanist, Novatianer), bald ein radicaler Dualist (Valentinianer).

So ist der Heilige der alten Kirche ein wahrer Ueberall und Nirgend. Bald zu Rom, bald zu Ostia, zu Portus, zu Antiochia, zu Bosra. Bald geviertheilt, bald in eine Grube oder in das Meer gestürzt, bald zu Tode gepeitscht, bald bloß deportirt. Bald allein zu Tode gebracht, bald in Verbindung mit dem heiligen Laurentius, oder mit der heiligen Aurea, oder der heiligen Paulina, oder heiligen Pelagia, dann wieder mit einem römischen Bischof, obendrein an den verschiedensten Orten gleicherweise begraben. Endlich bald ein Bischof, bald ein Presbyter, ja was einem ganz den Athem nimmt, auch erst kurz vor seinem Tod Christ geworden und ein Offizier! Bald ein gefeierter Vater der rechten Kirchenlehre, ein Bestreiter „aller Kegereien“ und dann doch selbst ein Keger, ein halber Montanist, ein ganzer, nun endlich noch bekehrter Novatianer, aber auch das grade Gegentheil davon, ein Valentinianer, ein gnostischer Dualist!

Auch die unter dem Namen des Hippolyt auf uns gekommenen Schriften helfen hier nicht weiter; größtentheils sind es Fragmente und was das Schlimmste ist, die meisten davon sind dringend als weit spätere Producte verdächtig, die nur mit dem glänzenden Namen geschmückt sind. Von einigen ist dies sogar evident, wenn Bunsen auch keinen Anstoß daran genommen hat.

Wie hat sich nun die Wissenschaft aus diesem Wirrwarr der frühern Kirchenkunde über Hippolytus Wesen und Wirken, Leben und Ende herausgefunden?

Es war im Jahre 1551 als man bei Rom beim Graben auf einem alten christlichen Friedhof an der Via Tiburtina eine gutgearbeitete Statue aus Marmor fand, die einen Kirchenmann darstellt, der auf seiner Kathedra thront; an den Seiten und der Rückwand ist diese mit Inschriften bedeckt. Es ist zwar kein Name angegeben, aber deutlicher als Namen sprechen hier diese Inschriften. Es ist ein Osterkanon vom ersten Jahr des Alexander Severus be-

ginnend, ein Jahrhundert umfassend: also derselbe, den Eusebius dem „Bischof Hippolyt, ich weiß nicht wo“ zugeschrieben hat. Die Inschrift an der Rückwand führt eine Reihe von Büchertiteln auf, die den Gefeierten kennzeichnen: eine Auseinandersetzung über den Osterkanon (von der Eusebius gleichzeitig redet) die „Chronik“ (die Eusebius, Hieronymus und die ganze Folgezeit demselben Hippolyt zuschreibt), ein Trosts Schreiben an Severina (und Theodoret führt speciell von seinem „heiligen Bischof“ Hippolyt ein solches Schreiben an eine Kaiserin auf), eine Schrift zur Vertheidigung des „Evangelium nach Johannes und der Apokalypse“ (von der Ebed. Jesu redete), eine Reihe Exegetica zu den Psalmen, wie es scheint auch zu den Proverbien (bei Eusebius und Hieronymus berührt).

Ist es also keine Frage, daß durch diese Statue ein berühmter Kirchenschriftsteller Hippolyt gefeiert werden soll, so trägt die Inschrift, soweit sie erhalten ist, dazu bei, dessen schriftstellerische Thätigkeit noch näher kennen zu lernen, indem einige sonst nicht nachweisbare Schriften „über das All, über das Gute, über Auferstehung“ aufgeführt sind. Aber weiter hilft auch die Statue nicht. Ja sie selbst ist ein neues Räthsel, das sich an den räthselhaften Namen knüpft, — im Uebrigen eine Freude für jeden Besucher der vatikanischen Bibliothek, in der sie jetzt aufgestellt ist.

Denn sie steht in jener Zeit als eine völlige Ausnahme da. Es ist damals noch unerhört, daß einem Heiligen eine Statue errichtet sei. Da sie aber einmal dem Kunststile nach, wie Winkelmann urtheilte, wirklich in die Mitte des dritten Jahrhunderts gehört, so hat man vermuthet, sie möchte erst in späterer Zeit grade auf den heiligen Hippolyt gedeutet und zur Kennzeichnung wie zur Feier mit diesen Inschriften bedeckt sein.

Es ist daher auch so über den Hippolyt der frühern Kirchenkunde nicht leicht geworden, außer daß für den Fall ihrer Echtheit das Wahrscheinlichste wird, Hippolyt habe wirklich in Rom selbst gelebt und gewirkt. Woher nun aber der Titel Bischof, da doch kein Hippolyt in den Verzeichnissen der römischen Bischöfe vorkommt und diese doch etwa seit dem zweiten Jahrhundert sicher stehen? Woher ferner der Anspruch von Portus, Ostia, Antiochia, Bostra? Woher die Verdächtigung als eines ganzen oder halben Kezers?

Bei diesem vollen Dunkel, dem halb mythischen Wesen des Heiligen und Kirchenlehrers ist es bis in die jüngste Zeit geblieben. Da brachte der Moniteur Universel vom 5. Januar 1844 die Kunde, daß unter andern Manuscripten auch folgendes für die Bibliothèque Royale gewonnen sei: Manuscript en papier de coton, contenant une refutation de toutes les hérésies. Cet ouvrage d'un auteur anonyme est divisé en dix livres, mais les trois premiers manquent ainsi que la fin.

Abel Villemain war als Minister Louis Philipps durch einen befreund-

deten Griechen Mynas Mynoïdes auf die literarischen Schätze des Athosklosters aufmerksam geworden. Wer kennt nicht den Athos, an dem des Darius erste Flotte scheiterte, den dann Xerxes fruchtlos umgraben ließ, ohne daß seine Titanenhände die Schutzgötter Griechenlands bestegen konnten? Allen, welche die Levante oder Konstantinopel besucht haben, wird der wunderbare Berg noch in der besten Erinnerung sein, das eine von den drei Vorgebirgen, durch welche Macedonien in das griechische Meer hinauspringt, trotzig seine Felsenmassen der Meeresflut entgegenstehend, das majestätische Haupt in das ewige Blau des schönen griechischen Himmels erhebend. Es ist diese Höhe aber auch insofern eine Insel, als sie griechisches Wesen (nach Fallmerayer) am längsten und treuesten aus der slawischen Sündflut emporgehalten hat. Und wenn diese Reste der alten Hellenen jetzt zur Buße für die fröhlichen Sünden des heidnischen Griechenlands das Mönchsgewand angelegt haben, so haben sie doch noch soviel altgriechisches Wesen bewahrt, daß sie mit Faust und Speer, später auch mit Flinten und Kanonen, ihre Unabhängigkeit gegen die Osmanen siegreich vertheidigt haben; sie geben zwar einen Tribut, sind aber sonst ganz selbstherrlich geblieben. Ihr Hauptnahrungszweig besteht in einem angeblich vom Evangelisten Lucas gemalten, durch Engel ihnen überbrachten Bildniß der heiligen Jungfrau, der Panagia, einem Palladium für die ganze orientalische Kirche, zu dem fortwährend reichlich spendende Waller von allen Seiten strömen. Für den Occident aber birgt dies Kloster oder vielmehr dieser Complex von Klöstern in seiner Unberührtheit von türkischem Fanatismus einen weit kostbarern Schatz, eine Handschriftsammlung, welche die Mönche mit Argusaugen, zwar nicht lesen, aber doch hüten. Doch französischer Einfluß drang durch, Mynas Mynoïdes wurde ins Allerheiligste nach dem gebührenden Kuß auf den Rahmen der Panagia zugelassen. Hier fand er eine Reihe ihm unbekannter griechischer Autoren, so insbesondere die Fabeln des kaum dem Namen nach bekannt gewesenen Babrius, die soviel Aufsehen gemacht haben. Die in einem eigenthümlichen ionischen Griechisch verfaßten ausgewählten Handschriften wurden ihm käuflich überlassen. Auch jenes Manuscript en papier de coton nahm Mynas mit, weil der Inhalt ihm völlig neu schien. Doch ist es in Paris wiederum beinahe vergraben geblieben, da das Fragment mit chaldäischer Astrologie beginnt, die keinen einlud, weiter zu lesen, bis ein deutscher Philolog Immanuel Miller wirklich weiter las und eine ganze Reihe Fragmente griechischer Dichter und Philosophen, des Pindar, des Heraklit, des Sextus Empiricus u. s. f. fand, die uns großentheils neu waren, alsbald auch von der deutschen Philologie in ihr Licht gesetzt worden sind. Als aber Miller bis zum „9. Buche“ vordrang, welche Merkwürdigkeiten fand er! Da wurde maßlos auf einen Bischof in Rom, Callistus, aus dem dritten Jahrhundert, der doch nach allem kein andrer als der Papst Callixtus sein konnte, losgezogen: elen-

der Betrüger, abgefemter Ränkemacher, schlauer Räbelsführer, ehemaliger Sklave und Bankrotteur, bloß durch Betrug heilig geworden, ein Kezer ärgster Art, und der Papst vorher, Zephyrinus, sei ein „geldgieriger Schwachkopf“ gewesen. Zu Paris hatte man keine Lust, die Chronique scandaleuse der Curie mit diesem neuen Stück zu bereichern, dagegen übernahm die Oxford-Universität die Herausgabe, die Miller leitete, indem er wenigstens ein Drittel der sinnentstellendsten Schreibfehler des copirenden Mönches im Drucke berichtigte, sonst aber das Manuscript buchstäblich veröffentlichte.

Es ist begreiflich, daß dies neuentdeckte Stück Papstgeschichte, an dessen Echtheit in der That niemand hat zweifeln können, das größte Aufsehen gemacht hat. Wer hat das Werk verfaßt, wie ist es näher zu begreifen?

Die von Miller noch hingegenommene Angabe des Eoder selbst, Origenes sei der Verfasser, leuchtete alsbald als ganz irrig ein; nur ein römischer Geistlicher selbst konnte der Verfasser sein und es blieb nach allem nur die Wahl zwischen zwei Schriftstellern dieser Zeit, einem Gegner der Montanisten, Caius, dem auch noch viele andre Schriften antihäretischer Art zugeschrieben werden und der ein Römer ist, und dem durch Photius und andre Griechen bekannten Verfasser einer allgemeinen Kezerbekämpfung, dem Hippolytus, der demnach nicht mehr bloß nach der Statue als Angehöriger Roms erscheinen würde. Für diesen letztern haben sich die meisten erklärt, insbesondere nach Jacobi der Ritter und Doctor Jostas von Bunsen, der alles gelöst fand, wenn man nur die eine Angabe festhalte, Hippolyt sei wirklich Bischof von Portus bei Rom gewesen, als solcher habe er zu den Suburbanbischöfen von Rom gehört, als solcher das Klagemanifest gegen die römischen Bischöfe geschleudert und mit allem Grund.

Ja der phantastische Mann hat an das neuentdeckte Werk die weitgreifendsten Hoffnungen geknüpft. Es soll damit die Autorität Roms, die protestantische Orthodoxie und zugleich die ebenso unbequeme kritische Theologie der Gegenwart gestürzt sein, — das erste wegen jener endlich wiederentdeckten starken Anklagen gegen zwei Päpste der römischen Kirche; das zweite, weil der neue Kirchenvater eine Art rationaler Lehre gebe; das dritte, weil durch die vorkommenden Citate des vierten Evangeliums in dem Munde der ältesten Irreligionen (wie Valentinus und Basilides) endlich sich zeige, daß dieses Evangelium nicht erst aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts hervorgegangen sei, wie die Schule des Tübingers Baur beharrlich behauptet. Ja unter der Aegide dieses neuen Heiligen soll es zu einer Art Völkerbund zwischen dem rationalen Deutschland, das bloß von der tübinger Kritik wie von neulutherischer Kritik abzulassen habe und zwischen dem orthodoxen England kommen, welches sich nur dem gemäßigten Rationalismus des neuen Kirchenvaters zu eröffnen habe. So wünscht und hofft der praktische Staatsmann Bunsen.

Plus IX. hat Bunsens Werk damit widerlegt, daß er es auf den Index gesetzt hat, womit denn wol die Debatte überhaupt geschlossen sein sollte. Das hat jedoch in Deutschland wenig geholfen: vielmehr ist sie um so lebendiger fortgeführt worden von den bedeutendsten Kirchenhistorikern aller Fractionen. Zunächst hat Gieseler, nachdem Bunsen von der göttinger theologischen Facultät für sein Werk mit dem Doctorhut gefeiert war, dessen Annahmen zwar im Wesentlichen beibehalten, um darauf hin die dogmengeschichtliche Bewegung in jener Zeit neu zu construiren, jedoch hat er schon gar manches in Bunsens Unterstellungen und Folgerungen verwerfen müssen. Dann hat F. Ch. Baur die ganze Voraussetzung, worauf die neu erwachte Hippolytusfrage beruht, die Annahme, kein anderer als der bis dahin sowenig gekannte Hippolytus sei der Verfasser des neu aufgefundenen griechischen Werkes aufs scharfsinnigste und bestimmteste verurtheilt. Es sei vielmehr das überwiegend Wahrscheinliche, daß jener andere römische Schriftsteller Cajus der Urheber sei und Bunsens ganze Construction sei die willkürlichste und unhaltbarste der Welt. Was aber die Citate aus dem Johannesevangelium im Besondern betrifft, so ist die kritische Grundvoraussetzung über die Zeit des Hervortretens des vierten Evangeliums dadurch in der That ganz unberührt geblieben. Endlich hat auch der Katholik Jos. Döllinger in München, größtentheils mit Baur zusammentreffend, Bunsens Versuch aufs siegreichste bekämpft, zugleich nach andern Seiten hin das Ungeschichtliche in seinen Unterstellungen, das Willkürliche seiner Folgerungen an den Tag gelegt und zwar hat er die Grundvorstellung festgehalten, Hippolyt sei allerdings der Verfasser, die Anklagen aber gegen den Papst Callixtus und seine Kirche seien dahin umzudrehen, daß in diesem Papste eine bewunderungswürdige Größe mehr in der Reihe der römischen Bischöfe und in ihm zugleich ein Vertreter kirchlicher Orthodorie hervortrete, in Hippolyt dagegen, dem Gegenbischöfe zu Rom selbst, nicht bloß der leidenschaftlichste Haß, sondern auch wirkliche Irrlehre. Baur hat jedoch alsbald hiergegen wie gegen einen Versuch von Ritschl die ganze Hippolytusunterstellung abermals eingehend bestritten, lebhaft dabei von Hilgenfeld im literarischen Centralblatt secundirt: Cajus soll der Verfasser sein, die Statue sei unecht und so fort. Gustav Volkmar in Zürich endlich hat die ganze Streitsache nochmals erörtert und nach gründlicher Untersuchung sich dahin entschieden, daß allerdings Hippolyt der Verfasser der gefundenen Schrift sei; dieser Hippolyt war ein Römer, Gegenbischöf des Callixtus, von diesem als Anhänger der entstehenden damaligen Dreieinigkeitslehre und als Zweigötterer excommunicirt, von seiner kleinen Gemeinde aber um so höher gefeiert; auch durch die Statue. Sein Schicksal war, zugleich mit seinem letzten Gegenpapst in die Bergwerke Sardiniens deportirt und dort Märtyrer zu werden. Im Uebrigen steht der Verfasser, namentlich gegenüber Bunsen, auf Baur's Seite.

Dieser im Ganzen vermittelnden Ansicht über die Person des Hippolyt sei hier beigetreten, ohne daß dies Blatt den Anspruch erhebt, als Partei in einer speciellen noch schwebenden Streitfrage der Theologie aufzutreten.

An dieser Stelle ist das Hauptinteresse, zu zeigen, wie über eine zu ihrer Zeit so bekannte, als Schriftsteller berühmte Persönlichkeit in der christlichen Kirche ein solches Gewirr von Mythen und abenteuerlichen Sagen entstehen konnte. Denn daraus kann man sehen, wie unsre Gelehrten gegenwärtig die Sagenbildung überhaupt auffassen.

Die griechisch geschriebenen Schriften des Hippolyt gingen den Römern bald verloren. Von seinem Hauptwerk, Philosophumena, wurde das neunte Buch, in welchem die Skandalgeschichten von anerkannten römischen Bischöfen stehen, als zu anstößig wol unterdrückt oder außer Cours gesetzt, mit ihm ging die Kunde von den persönlichen Beziehungen Hippolyts verloren. Erhalten blieben im Verkehr nur das erste Buch des Werkes als eine brauchbare Uebersicht der griechischen Philosopheme und das letzte als ein ebenso brauchbares Verzeichniß aller Kegereien, es wurde getrennt vom Ganzen und anonym durch die späteren Kirchenlehrer benutzt. Und dazu kam, daß man schon hundert Jahr nach Hippolyt in Rom nicht mehr viel griechisch kannte.

Im dritten Jahrhunderte war das Griechische noch die Sprache der Gebildeten in Rom. Seit Konstantin der Große aber Byzanz zu Konstantinopel machte und die Trennung der beiden Reichtheile dauernd wurde, ist die Kenntniß des Griechischen in so reißender Schnelle in Rom zum Wegfall gekommen, daß folgender Fall im Anfang des fünften Jahrhunderts vorkam. Nestorius wandte sich in seiner Sprache brieflich an den römischen Bischof, dieser verstand aber weder selbst das Griechische, noch war in Rom einer zu finden, der den Brief des Nestorius übersetzen konnte, und es dauerte einige Zeit, bis ein Uebersetzer aufzutreiben war. Kein Wunder, wenn seitdem auch das neue Testament nur in dem barbarischen Latein der Vulgata bekannt blieb. So wars denn noch im ganzen Mittelalter und als im 15. Jahrhundert die durch die Türken geschreckten Griechen nach dem Occident flüchteten und unsern Homer und Plato und auch das neue Testament in der Ursprache mitbrachten, da schrien die Mönche laut auf: „da haben sie eine neue Kezsprache erfunden.“

So gingen Hippolyts Werke dem Abendland überhaupt zu Grunde, man vergaß hier den Kirchenlehrer völlig. Es blieb nur das dunkle Gerücht, daß der gefeierte Mann dieses Namens häretische Ansichten gehabt habe. Außerdem dauerte in der allgemeinen Kunde nur die glänzende Lichtseite, der Martyrerschein, der heilige Hippolyt fort, und jeneniger man von ihm wußte, um so ungestörter konnte sich die Phantasie des Namens bemächtigen.

Der Name bedeutet nun im alten Griechisch einen solchen, der die Rosse

löst, ihnen die Zügel schießen läßt, es kann aber auch heißen, der von der Koffen aufgelöst, zerrissen wird; und wie oft schon der Name hinreicht, um ganze Geschichten daraus zu machen, dazu braucht nicht erst die Märtyrer-mythologie nachgesehen zu werden; alle Mythologie zeigt das.

Es kommt hier aber noch etwas Weiteres hinzu, worauf Döllinger nur soweit geachtet hat, als es schon Prudentius bemerkte: der von den wilden Pferden zerrissene Heilige ist nur eine Nachbildung des Theseiden Hippolytus in der athenischen Mythe. Wer ist aber dieser Theseide?

Der Versuch, fast sämtliche Götter- und Heroenmythen der Griechen auf den Sonnengott und die Mondgöttin in ihrem Verhalten zueinander zu deuten, leidet an ebenso großen Uebertreibungen, als die Wasser- und Nebelfur, in welcher z. B. Forchhammer ein anderes Universalmittel zur Erklärung aller Mythen gesucht hat. Alle dergleichen Panaceen entsprechen schlecht der Mannigfaltigkeit geschichtlicher Existenzen. Aber in einzelnen Fällen werden wol beide grade das Rechte getroffen haben. Viele Heroen sind sicher nichts als verdämmerte Götter, im Besondern nur Prädicate, namentlich des Sonnengottes, von der spätern Zeit zu eignen Personen fixirt. So verhält es sich außer dem Ikarus, der nur die am Himmelsbogen aufsteigende und endlich herabsinkende Sonne selbst ist, dem Phaeton u. s. f., sicher auch mit dem Hippolyt.

Schon der Gigant dieses Namens (bei Apollodor I. 6, 25), der vom unsichtbar machenden Helme des Aides überwunden wird, ist der in der Unterwelt verschwindende himmelstürmende Sonnenheld. In der spätern griechischen Mythe aber wird der Helios Hippolytos, d. h. der Sonnengott selbst, insofern er beim Untergehen den Koffen des Sonnenwagens die Zügel schießen läßt, zu einer besondern Heroenfigur, die nun auch einen noch älteren Sonnenheros, den Theseus, zum Vater erhalten darf. Und zwar wird nun durch die heidnische Sage später auch der Name umgedeutet: der Held wird von scheugewordenen Pferden zerrissen. Aber auch da blickt noch der Sonnenheld hindurch, der beim Untergehn ins Meer von seinen Koffen gleichsam geviertheilt wird; sie werden scheu vor dem „Ungeheuer des Meeres“, woraus denn weiter ein besonderes Ungeheuer wird, das vom Meere aufsteigt. Die Phädra aber, die ihn so sehnsüchtig liebt und ihm so sehnsüchtig nachblickt, ist ursprünglich die strahlende Mondfrau, welche aufsteigt, wenn der schöne Sonnenheld niedersinkt und so nur das Nachsehen hat, die ihn hoffnungslos liebt, ihn nie erreicht. Die specielle Ausbildung des Mythos, worin nun Phädra zugleich die Frau des Sonnengottes, die Mutter dieses besondern Helden wird, ist nur specifisch athenisch. In Troezene wurde der Hippolytus zwar auch schon als Heros cultivirt, aber noch unbefangener neben Phädra, der Mondgöttin, als seiner Schwester und Frau.

Noch lange, nachdem die griechische Sprache in Italien untergegangen und das Christenthum Staatsreligion geworden war, lebte in dem Volk eine Fülle von heidnischen Erinnerungen, Bildern und Vorstellungen. Einzelnes davon hat sich durch die Völkerstürme vor zweitausend Jahren bis auf die Gegenwart erhalten, und noch ist für uns erkennbar, daß in den ersten Jahrhunderten nach Einführung des Christenthums in Italien sich überall uralte heidnische Anschauungen und Mythen in das christliche Leben, in den Cultus, die Mythen, das Ritual, die Feste und Gebräuche eingeschlichen haben. Wie wir an den altchristlichen Sculpturen die Naivetät bewundern, mit welcher heidnische Bildungen in christliche Vorstellungen gemischt werden, so ist überall, wo die Phantasie des Volkes selbst zur Thätigkeit kam, eine solche Vermischung sichtbar. Und grade wie wir in den deutschen Volksmärchen noch überall Götter und Heldengestalten des deutschen Heidenthums in sehr veränderter Gestalt erkennen, und wie in ihnen Wuotan und Donar manchmal das heilige Gewand von Christus und den Aposteln und noch öfter den zerrissenen Rock eines Handwerksburschen, eines beurlaubten Soldaten, eines jüngern Sohnes angezogen haben, grade so nahmen bei den bekehrten Römern die Gestalten alter vertrauter Heidegötter entweder Namen, oder Farbe und Gewand christlicher Figuren an. Wie verhaßt, verfolgt, verflucht sie auch waren, sie drangen doch in die kirchlichen Anekdoten und wandelten und veränderten diese durch Eigenthümlichkeiten ihres Wesens, sie spielten ihre Rolle in den christlichen Festen, und schielten aus den Bildern selbst der Apostel und der Heiligen, sogar aus dem des Erlösers auf das Volk, welches ihnen untreu geworden war. Dies war umsomehr der Fall, je unsicherer und spärlicher die historischen Nachrichten von der Persönlichkeit der Kirchenheiligen, und je localer die menschlichen Beziehungen der christlichen Heiligen gewesen waren.

So kam es, daß die verschiedenen Legenden vom heiligen Hippolyt sich ausbildeten. Die Erinnerungen an einen gelehrten Christen verbinden sich mit denen von dem mythischen Helden, er wird von wilden Pferden zerrissen, er wird vor den Thoren Ostias oder beim Portus im Westen Roms, wo die Sonne untergeht, ins Meer versenkt, oder in eine Grube gelegt, sein Wohnort sind die Ufermündungen, die Orte, wo den Römern ihr Sonnenheros untergeht.

So schimmert in der andern Hippolytlegende hinter dem Bild der kaiserlichen Prinzessin Aurea die goldene Luna, die Tochter des Himmelskönigs hervor, die sich mit dem strahlenden Tageshelden vermählen soll. Da sie dies beharrlich nicht thut, so wird sie an entblößtem Leibe mit brennenden Fackeln zu Tode gemartert. Auch hier kann man die Fackeln des Sonnengottes erkennen, an deren Blut die Mondfrau untergeht. Und wieder ist es der untergehende Sonnengott, der Hippolyt, der Rosselöser, der sie aus der Tiefe hervorhebt, während er selbst darin versenkt wird.

Ein anderer gefeierter Heros des christlichen Italiens, ein echt nationaler Heiliger ist Laurentius. Es mag sein, daß ein Diakon dieses Namens zu Rom unter Valerian bei der Untersuchung die Feuerprobe zu bestehen hatte, das Gehen über glühende Eisen, wie Döllinger rath. Aber das reicht bei weitem nicht aus, den merkwürdigen Eifer zu begreifen, mit welchem Laurentius in Italien grade in frühester Zeit gefeiert wurde. In Rom bestanden schon im fünften Jahrhundert vier Kirchen zu seiner Ehre, eine prächtvolle in Mailand, andere durch ganz Italien. Er wurde dem Volke der Typus des Menschen, der durch das Verbrennen des Leichnams auf dem Rost des Scheiterhaufens zum Gott oder Geist wird. Die heidnische Vorstellung von den Laren personificirte sich in dem Laurentius (vgl. die Alca Laurentia aus der Urgeschichte Roms). Und es war wol die uralte heidnische Verehrung des Hausgottes, welche die Gestalt des Feuerheiligen so ehrwürdig lieb und vertraut macht.

Nichts ist schwerer und nichts ist mislicher für die Wissenschaft, als den Fluten unklarer, durcheinanderflimmernder mythischer Vorstellungen nachzugehen und den logischen Gang in denselben nachzuweisen. Es ist das oft so wenig möglich, als mit dem Auge die Strömung des Meeres aus der Hebung und Senkung der Wellenberge zu erkennen. Und wenn es irgendwo dem Gelehrten ziemt, bescheiden zu sein, so ist es hier, wo er das heimlichste Dämmerleben und das phantastische Träumen einer untergegangenen Welt mit seiner Leuchte zu erhellen hat.

Doch darf nicht verschwiegen werden, daß die kurzen Andeutungen, welche hier über das Eingreifen heidnischer Vorstellungen in die christliche Mythoswelt gemacht wurden, bei breiterer Ausführung weniger fremdartig und sicherer erscheinen, nicht selten sicher, bis zur Evidenz.

Wenn in dieser Weise heidnische Erinnerungen dazu beitragen, die Geschichte eines eifrigen Kirchenmannes sagenhaft auszuschnücken, so waren doch ste es nicht allein. Eine Masse Zufälligkeiten, welche sich dem Auge des Forschers nur zu leicht entziehen, waren außerdem dabei wie bei aller Sagenbildung thätig. So mag vielleicht die Verbindung, in welche eine Legende den Hippolyt mit dem Leben des Laurentius bringt, darin ihren Grund haben, daß eine dem Laurentius geweihte Kirche in der Nähe der Krypta war, welche dem Hippolyt geweiht war. So kann Hippolyt gar bald als eine Nebenperson im Leben des andern als sein Wächter, als sein Offizier aufgefaßt worden sein. Andere Berichte über den Heiligen kamen gradezu durch dürre Unwissenheit und Mißverständnisse der Kirchenväter in Cours. So entstand z. B. der Hippolyt von Bosra in Arabien.

In einer Stelle des Eusebius (K. S. VI. 20.) sagt dieser: „Ein Bischof war Veryllus von den Christen um Bosra, dasselbe Hippolyt, der auch Bi-

schof von irgendeiner andern Gemeinde war.“ Diese griechischen Worte wurden von Rufinus so ins Lateinische übersetzt: „Veryll war ein Bischof von Bosra, der größten Stadt Arabiens. Ebenso war auch Hippolyt Bischof.“ — Der Uebersetzer hatte die Worte „in irgendeiner andern Gemeinde“ ausgelassen, und die Römer verstanden demnach später so: auch Hippolyt war Bischof von Arabien. — Durch ein ähnliches Mißverstehen des Eusebius und durch die Ungenauigkeit der Martyrologen ist Hippolyt zu einem Presbyter von Antiochien geworden; und durch eine noch größere Confusion der Martyrologen wurde der römische Kirchenschriftsteller mit einem frommen Nonnus in Asien zusammengebracht, der dort im fünften Jahrhundert eine Myriade Heiden bekehrt haben soll. Diese Heiden aber wurden seit dem sechenten Jahrhundert, wo dort Sarazenen erscheinen, als Sarazenen aufgefaßt.

Aus dem allen erkennt man, wie auf dem Boden von Thatsachen, welche man einfach nennen kann, durch den ewig und in allen Völkern fortlebenden Trieb der Sagenfindung, durch Unkenntniß des Griechischen und durch das Fortwuchern heidnischer Cultur und Mythen, auch nachdem ihnen der Kopf abgeschlagen war, in christlicher Form eine Reihe Mythen entstanden sind, gleichsam Gespenster eines abgestorbenen Lebens. Schattenhaft und wandelbar fahren sie durcheinander, verschlingen sich, lösen sich ineinander auf. Eine Bande unheimlicher, und oft dem schärfften Auge undeutlicher Gebilde. Sie hier wie überall zu bekämpfen und von dem Felde der Geschichte wegzuschleichen, ist noch immer eine Hauptaufgabe der historischen Forschung. Wo dies geschehen ist, da ist es wie bei der Gestalt des Hippolyt, des herben Feindes der römischen Päpste überall am stegreichsten und vollkommensten geschehen mit den Waffen, welche die freie Hand der deutschen Gelehrten geführt hat. —

Die londoner Börse.

Mr. John Francis, der Verfasser der Geschichte der Banken und der Geschichte der Eisenbahnen hat jetzt auch eine Geschichte der londoner Börse herausgegeben, die aber, wie seine beiden frühern Werke mit Unrecht den Namen Geschichte beansprucht, denn das Buch besteht vielmehr aus einer Sammlung von Porträts, charakteristischen Zügen und Anekdoten aus dem englischen Börsenleben. Geht dem Buche daher auch viel an wissenschaftlichem Werthe ab, so ist es dafür reich an unterhaltendem Stoffe, der sich zu einer kleinen Blumenlese eignet.

Der langjährige Kampf, den Wilhelm III. gegen die ganz Europa mit Unterjochung bedrohenden ehrgeizigen Pläne Ludwigs XIV. führte, zwang ihn,